

Das Schwarzsein in der deutschen Literatur anhand Theodor Wonja Michaels *Deutsch sein und Schwarz dazu* Erinnerungen eines Afro-Deutschen

Cheikh Anta Babou

Abstract

Since the 1980s, Germany has been one of the privileged migration destinations of emigrants from the African continent. This phenomenon of migration, which is generally considered as a crisis or an invasion by the majority of the German society, finds a big resonance in public, media and literary discourses. An interesting example on the literary level is »Deutsch sein und Schwarz dazu«, an autobiography of the Afro-German author Theodor Wonja Michael, in which he deals with the way that black people are perceived and treated by the majority of the population and the state. On the basis of this autobiographical work, the three-part essay will analyze the question of perception and treatment of black migrants and Germans in the German Empire, the Weimar Republic, the Nazi era and in post-war Germany.

Title: Black People in German literature based on Theodor Wonja Michael's »Deutsch sein und Schwarz dazu. Erinnerungen eines Afro-Deutschen«

Keywords: Stranger; perception; prejudice; discrimination; racism

1. Einleitung

Als führende Wirtschaftsnation innerhalb der Europäischen Union und darüber hinaus ist Deutschland seit den 1980er Jahren eines der bevorzugten Ziele afrikanischer Migranten und Migrantinnen. Diese massive Einwanderungswelle, mit der Deutschland wie auch viele andere Industrieländer in Europa konfrontiert sind, bietet einigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern den Anlass, sich mit Fragen zum Umgang mit Fremden bzw. Afrikanern und Afrikanerinnen auseinanderzusetzen. Der Beitrag knüpft an diese Beobachtung an, indem er die Autobiographie *Deutsch sein und Schwarz dazu. Erinnerungen eines Afro-Deutschen* (2013) von Theodor

Wonja Michael (1925-2019) diskutiert. Im Mittelpunkt des am 15. Januar 1925 in Berlin geborenen Autors, Sohn der Deutschen Martha und des kamerunischen Kolonialmigranten Theophilus Wonja Michael, steht die Geschichte Schwarzer¹ Menschen in Deutschland. Dabei konzentriert sich der afrodeutsche Autor in zeitlicher Reihenfolge auf den sozialen Status der Schwarzen Minderheitengruppe im Kaiserreich, der Weimarer Republik, dem Dritten Reich und im Deutschland der Nachkriegszeit. Vor diesem Hintergrund ist das grundlegende Ziel des analytisch angelegten vorliegenden Beitrags, anhand des autobiographischen Werkes von Theodor Wonja Michael – dem 2013 zeitgleich zum Erscheinungsjahr mit 40.000 verkauften Exemplaren der Bestsellertitel zugesprochen wurde – auf folgende Grundfragen Antworten zu geben: Wie wurden die Schwarzen Menschen von der Mehrheitsbevölkerung in den vier oben erwähnten Epochen der deutschen Geschichte wahrgenommen und wie wird das literarisch thematisiert? Welche Entwicklungen – positive oder negative – sind in der Wahrnehmungsweise und Wertung der Schwarzen von einer Epoche zur anderen zu verzeichnen? Welches sind die daraus resultierenden Konsequenzen im Hinblick auf die soziale Integration und Entfaltung der Schwarzen Minderheitenbevölkerung in dem von *Weiß*² dominierten Deutschland?

2. Die Schwarzen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

Die ersten größeren Migrationsbewegungen aus dem afrikanischen Kontinent nach Deutschland gehen auf die Schlussphase des ausgehenden 19. Jahrhunderts zurück, wie der aus dem Senegal stammende Germanist Ibrahima Diagne mit folgenden Worten betont:

Au début de la colonisation, en 1884, l'Allemagne entama un processus d'acculturation (de germanisation) de ses sujets coloniaux, par le biais de l'éducation. Le Département Colonial de l' »Auswärtiges Amt« (les Affaires étrangères) favorisa l'envoi en Allemagne des fils de chefs indigènes signataires des »contrats de protectorat«, lesquels avaient déjà fréquenté l'école ou les missions allemandes établies en Afrique. (Diagne 2004: 57)

-
- 1 Im Sinne des rassismuskritischen Sprachgebrauchs beschreibt das Wort Schwarz (großgeschrieben) keine Hautfarbe, sondern benennt ein gesellschaftlich-soziales Konstrukt, in dem Schwarze Menschen, Indigene Menschen und People of Color Rassismus und Diskriminierung ausgesetzt sind.
 - 2 *weiß* wird kursiv geschrieben, um dieses als eine Konstruktion zu markieren. Es handelt sich um keine Hautfarbe, sondern benennt Privilegien, die mit einer gesellschaftspolitischen Position einhergehen.

Es handelte sich vor allem um Migranten und Migrantinnen aus den ehemaligen deutschen Schutzgebieten, die ihre Heimat verlassen wollten, um in Deutschland bessere Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten zu finden. Darunter befand sich auch der 1879 in Victoria im Bimbialeland an der Atlantikküste Kameruns geborene Theophilus Wonja Michael, der Vater von Theodor Wonja Michael. Diesbezüglich schreibt der afrodeutsche Autor:

Es war das Ziel aller jungen Kameruner, insbesondere aus den aristokratischen Familien, unter allen Umständen nach Europa zu gelangen, um teilzuhaben an Kenntnissen, Fortschritt und Reichtum dieses Kontinents. Mein Vater gehörte zu diesen aufbruchsbereiten jungen Männern, die weg wollten aus der Enge der Stammesgesellschaft, aus der Bevormundung einer Kolonialverwaltung, aus Lebensverhältnissen, die so völlig anders waren als diejenigen, die die Repräsentanten von Kamerun ihren Familien begeistert beschrieben hatten, als sie von der Ersten Kolonialausstellung 1894 in Berlin nach Hause zurückgekehrt waren. Europa bzw. Deutschland erschienen wie das Gelobte Land. (Michael 2013: 15)

Wer es jedoch tatsächlich schaffte, nach Deutschland zu kommen, sah sich mit Umständen und Erfahrungen konfrontiert, die nichts mit dem geträumten Eldorado zu tun hatten. Die Afrikaner und Afrikanerinnen der ersten Einwanderergeneration – damit sind auch diejenigen gemeint, denen es gelungen war, sich mit deutschen Frauen zu vermählen und eine Familie zu gründen³ – standen oft vor unüberwindbaren Schwierigkeiten, um in der neuen Umgebung Fuß zu fassen. Denn obwohl die meisten Reisepässe des ehemaligen Deutschen Reiches besaßen, hatten sie kein Wahlrecht. Außerdem kam es öfter vor, dass die behördliche Jugendpflege in Zusammenarbeit mit dem Vormundschaftsgericht die Schwarzen Migranten und Migrantinnen dazu zwang, ihre Kinder zur Adoption durch *weiße* Familien freizugeben, weil sie finanziell nicht in der Lage seien, den Kindern ein ordentliches Leben zu gewährleisten. Aus der Perspektive der afrikanischen Gemeinschaft hat diese Entscheidung der deutschen Behörden mehr einen politischen als einen

3 Hervorzuheben ist, dass die meisten dieser als »Problemehen« deklarierten Ehen aufgrund der mangelnden Akzeptanz in der Gesellschaft auf kurze oder lange Sicht wieder geschieden wurden. Deutsche Frauen, die diese ungeschriebene Regel missachteten und trotz aller Risiken einen Schwarzen Mann heirateten, wurden negativ bewertet und waren großen Belastungen ausgesetzt. So sahen sie sich kurze Zeit nach der Eheschließung wegen des Drucks aus dem engen Familienkreis und gesellschaftlichen Umfeld gezwungen, einen Schlussstrich unter die Ehe zu ziehen. Ein gutes Beispiel dafür bekommt man im Buch *Deutsch sein und Schwarz dazu* durch die Figur von Martha Schlosser, die Theophilus Wonja Michael in zweiter Ehe zur Frau genommen hat. Nur ein Jahr nach der Eheschließung musste sie sich von Theodor Wonja Michaels Vater trennen, denn abgesehen von kulturellen Konflikten konnte sie es nicht mehr ertragen, wegen ihres Schwarzen Ehemanns in der Öffentlichkeit und oft auch von den engsten Verwandten als »Hurra« diffamiert zu werden (vgl. ebd.: 10f.).

sozialen bzw. finanziellen Hintergrund, da Angehörige der Mehrheitsbevölkerung, denen diese Kinder in Obhut gegeben wurden, kurioserweise genau in ähnlichen finanziell problematischen Verhältnissen lebten wie die Afrikaner und Afrikanerinnen. Clara Krone, die Pflegemutter von Theodor Wonja Michael und seiner älteren Schwester Juliana, kann im Text diesen Umstand gut illustrieren. Näharbeiten mit einer alten Nähmaschine waren die einzige ihr zur Verfügung stehende Verdienstmöglichkeit (vgl. ebd.: 20). Aus diesem Grund kann man zu Recht den Schluss ziehen, dass das dieser willkürlichen Entscheidung des Jungendamtes zugrundeliegende Motiv nicht finanzieller Natur war – wie die staatliche Institution glaubhaft machen wollte –, sondern vielmehr von rassistischen Vorurteilen bestimmt wurde. Dies ist umso wahrscheinlicher, als im Deutschland dieser Zeit die Schwarzen als »wilde Untermenschen« erachtet wurden, die weder »menschliche Vernunft« noch »Kultur« besaßen. Deswegen waren sie ungeeignet dafür, ihre Kinder zu erziehen und ihnen staatsbürgerliche Grundwerte beizubringen, die für ihre spätere Eingliederung in die deutsche Gesellschaft von wichtiger Bedeutung waren.

Auf jeden Fall verdeutlicht das Werk von Theodor Wonja Michael, welche gravierenden Konsequenzen diese Entscheidung der behördlichen Jugendpflege für die Michaels hatte. Die Familie war völlig auseinandergebrochen. Die vier Kinder – Christiane, James, Juliana und Theodor – wurden getrennt an verschiedene Pflegeeltern verteilt, bei denen sie ein schwieriges Leben hatten. Theodor Wonja Michael, der bei einer Zirkusfamilie gelandet ist, führt dazu aus:

Geschimpft und geschrien wurde eigentlich ständig. Für die Truppenmitglieder gab es bei kleineren Vergehen oder Versäumnissen, der Verspätung bei Auftritten, der Verschmutzung oder Beschädigung von Kostümen und Ähnlichem, Sanktionen in Form von Geldstrafen, die von der Gage abgezogen wurden. Juliana und ich bekamen keine Gage, von der etwas abgezogen werden konnte. Dafür bekamen wir Ohrfeigen und Prügel, sehr oft mit dem Teppichklopfer oder einem Ledergürtel. Anlass konnte ein Eimer für Trinkwasser sein, der noch nicht gefüllt, oder ein Eimer mit Schmutzwasser, der noch nicht geleert war, Aufgaben, die zu meinen täglichen Aufgaben gehörten. Eine Katastrophe war es jedes Mal, wenn beim Spülen oder Abtrocknen Geschirr zerbrach. Wenn so etwas passierte, kam es mir vor, als würde gleich die Welt untergehen. Ich war ja noch ein Kind. (Michael 2013: 34f.)

Auch der Vater Theophilus war zutiefst betroffen von dem Zusammenbruch der Familie, die er mit großen Schwierigkeiten aufgebaut hatte. Er litt so sehr unter der Trennung von den Kindern und der völligen Verlassenheit, die daraus resultierte, dass er daran mit nur 55 Jahren starb:

Die Nachricht vom Tod meines Vaters erreichte uns erst dort, in Solothurn. Da der Zirkus sich in der Regel nur wenige Tage an einem Ort aufhielt, war sie uns zwei

Monate lang nachgereist. Sie war eine Katastrophe für uns. Auch wenn er schon lang nicht mehr die Rolle des klassischen Familienvaters spielte, war er doch immer noch da gewesen, der letztere familiäre Fixpunkt, der uns Kinder miteinander verband. Der Umstand, dass er die Familie nicht hatte zusammenhalten können und seine Kinder in fremde Hände geben musste, hat sicher auch zur Verschlechterung seines Zustands beigetragen [...]. Damals bedeutete sein Tod für mich einen weiteren Eintrag in der langen Liste von Verlusten an Liebe, Vertrauen und Geborgenheit. (Ebd.: 35)

Hinzu kommt, dass sich die Arbeitswelt für Schwarze Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen als sehr diffizil herausstellte. Als Eindringlinge betrachtet, die den Deutschen ihre Arbeitsplätze wegnahmen, konnten sie gar keine Berufe finden, vor allem keine, die als ›bürgerlich‹ einzustufen wären. Die daraus entstandene allgemeine afrikanerfeindliche Stimmung führte dazu, dass die Schwarzen Migranten und Migrantinnen nicht nur den übelsten Diskriminations- und Ausgrenzungsformen auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt waren, sondern auch direkt dazu eingeladen wurden, in ihre Heimatländer zurückzukehren, weil sie hier im Gastland unerwünscht waren. Das unterstreicht Theodor Wonja Michael mit diesen Worten:

Unter diesen Umständen gestaltete sich die Arbeitssuche als schwierig. Auch angesichts von Millionen deutscher Arbeitsloser. Sie waren überhaupt nicht mehr gut gelitten, die Afrikaner, die doch bisher als afrikanische Landsleute bezeichnet wurden. Sollen sie dahin gehen, wo sie hergekommen sind, war die allgemeine Auffassung im Land. (Ebd.: 19)

Konfrontiert mit solch einer heiklen Situation mussten sich die Betroffenen mit kleinen, schlecht bezahlten und unwürdigen Jobs zufrieden geben, die ausschließlich für sie geschaffen wurden und deren einziges Ziel es war, den Schwarzen Menschen als kulturloses Lebewesen zu präsentieren und dieses realitätsferne Bild ganz tief in die Köpfe der Deutschen einzugraben. Die Komparserie im damaligen Kolonialfilm der UFA und vor allem die sogenannte *Völkerschau*, in denen afrikanische Schauspieler und Schauspielerinnen das vorurteilhafte Bild über die Schwarzen rechtfertigen mussten, können paradigmatisch dieses Argument untermauern. Sich auf die Erfahrung seines Vaters beziehend, führt der Autor aus:

Mein Vater scherte sich wenig um derartiges Gerede. Er musste schließlich vier Kinder ernähren. Und so kam er mit seinem Anhang in der *Völkerschau* des Zirkus Holzmüller unter, der mit einer bunten Schar exotisch aussehender Musiker, Tänzer und Artisten durch Deutschland tingelte. Jeder Vier-Masten-Zirkus, der etwas auf sich hielt, schaffte sich damals eine *Völkerschau* an. Sie sprossen wie Pilze aus dem Boden. Personal dafür gab es genügend. Für die deutschen Afrikaner war dies neben der Komparserie beim Stummfilm eine der wenigen Verdienstmöglichkeiten, da ihnen ja nun sogenannte bürgerliche Berufe verschlossen blieben. In die-

sen Völkerschauen sollten sie das sein, was sich die Menschen in Europa in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts unter Afrikanern vorstellen, ungebildete, mit Baströckchen bekleidete, kulturlose Wilde. (Ebd.: 19)

Schließlich bleibt im Werk nicht unerwähnt, dass sich derartige rassistisch konnotierte Stereotypen nicht nur auf die aus Afrika stammenden Zuwanderer und Zuwanderinnen bezogen. Auch die Afrodeutschen, die man gern als ›Mischlinge‹ bzw. ›Mulatten‹ bezeichnete, wurden genauso stigmatisiert. Als vierjähriger Artist bei den Völkerschauen der *Zirkustruppe Holzmüller* konnte der kleine Theodor Wonja Michael schon feststellen, welche bedeutungslose bzw. niedrige Stellung die Schwarzen Deutschen aufgrund ihrer als exotisch wahrgenommenen Hautfarbe in der Gesellschaftshierarchie einnahmen. Zu dieser peinlichen Erfahrung äußert sich der Autor wie folgt:

Schon sehr früh begann ich, diese Völkerschauen und meine Mitwirkung dabei gründlich zu hassen. Wo ich ging und stand, wurde ich begafft, wildfremde Leute fuhren mir mit den Fingern durch die Haare, rochen an mir, ob ich echt sei, sprachen in gebrochenem Deutsch und in Zeichensprache mit mir, in der Annahme, ich würde sie nicht verstehen. Das begann lange, bevor ich zur Schule ging. (Ebd.: 19f.)

Aus der Analyse lässt sich der Schluss ziehen, dass Schwarze zur Zeit des Kaiserreichs und der Weimarer Republik als wilde Lebewesen erachtet wurden, die in der zivilisierten Welt Deutschlands nichts zu suchen hatten. Deswegen wurden sie sowohl von der Mehrheitsbevölkerung als auch vom Staat ständig stigmatisiert, diskriminiert und ausgegrenzt. Wie sieht nun die Sachlage in Nazideutschland aus? Antworten darauf gibt das nächste Kapitel.

3. Die Schwarzen in Nazideutschland

Im neuen Deutschland, das der ›Führer‹ und Reichskanzler Adolf Hitler nach der Machtergreifung vom 30. Januar 1933 konstruieren wollte, wurde eine Rassenideologie geschaffen. Durch das 1937 verabschiedete Staatsangehörigkeitsgesetz, das das faschistische Regime zum Werkzeug seiner rassistischen Segregationspolitik machte, wurden die jüdischen und Schwarzen Bevölkerungsgruppen den ›nichtarischen Rassen‹ zugeteilt und hatten in diesem Deutschland keinen Platz.⁴ Letztere wurden von den Nazis als minderwertige Menschengruppen bezeichnet, die einen schädlichen Einfluss auf die Qualität bzw. Reinheit der ›arischen Rasse‹ hätten.

4 Sogar in Kriegszeit, wo das Land sämtliche wehrfähigen Männer brauchte und mobilisierte, wurden die Schwarzen wegen ihrer »Staatenlosigkeit« und ihres »negroiden Einschlags« nicht in die Armee berufen (vgl. ebd.: 74).

Im Sinne der nationalsozialistischen Rassenpolitik symbolisierte das Wort ›Arier‹ das deutsche Volk. Als ›Urrasse‹ sei es vollkommen, stünde an der Spitze der Rassenpyramide und sei daher zum Herrschen über alle Rassen prädestiniert. Deswegen wollten sich die Nationalsozialisten mit allen möglichen Mitteln dafür einsetzen, dass das ›arische‹ Blut durch die Mischung mit dem der Juden und Schwarzen nicht seinen einmaligen Wert verliert. Dies erklärt, warum Liebesbeziehungen zwischen diesen Minderheitsgruppen und den ›Ariern‹ strengstens verboten waren. Dazu äußert sich Adolf Hitler wie folgt:

Si la nature ne désire pas que des êtres faibles procréent avec des êtres plus puissants, ce qu'elle veut encore moins c'est qu'une race supérieure se mêle à une race inférieure, car si ceci se produisait tous ses efforts, à travers des centaines de millions d'années, visant à établir une classe supérieure d'être humain évolutionnaire, pourraient s'aviser futiles. (Hitler 1925: 35)

Ferner fügt er noch hinzu: »la race qui a été, et est toujours, championne du progrès humain ; je parle de la race aryenne.« (Ebd.: 35) Aus sogenannten ›rassenhygienischen‹ Gründen wurden somit Gesetze für Zwangssterilisationen eingeführt, die dazu führten, dass dunkelhäutige Menschen – darunter auch die Afrodeutschen – systematisch fortpflanzungsunfähig gemacht wurden, wenn sie aus irgendeinem Grund ins Krankenhaus gingen. Diesbezüglich schreibt Theodor Wonja Michael: »Gelegentlich besuchte ich die ben Ahmeds. Bei einem solchen Besuch erfuhr ich, dass einige von unseren jungen *Landleuten* gegen ihren Willen sterilisiert worden waren, als sie wegen einer Sache ins Krankenhaus mussten.« (Michael 2013: 83)

Zu den anderen rassistischen und diskriminierenden Maßnahmen, die das Nazi-Regime gegenüber der afrodeutschen Community traf, zählte die offizielle Ausschließung dieser Menschengruppe aus dem deutschen Volk:

In Paragraph 1 dieses neuen Gesetzes stand, dass nur Personen mit deutschem oder artverwandtem Blut Bürger des Deutschen Reiches sein konnten. Die deutschen Juden wurden zu deutschen Staats-Angehörigen, und damit zu Nicht-Bürgern. Bei den ehemaligen Kolonialangehörigen des Reiches war es noch einfacher: Da das Dritte Reich als Erbe der Weimarer Republik keine Kolonien besaß und sie auch nie besessen hatte, selbst wenn der Anspruch immer aufrechterhalten wurde, bestanden gegenüber den ehemaligen Schutzgebietsangehörigen und ihren Kindern staatsrechtlich keine Verpflichtungen mehr. Sie wurden ganz einfach als staatenlos erklärt. Man entzog ihnen ihre bisherigen Pässe, soweit sie solche überhaupt besaßen. (Ebd.: 45)

Als Paradebeispiel hierfür kann man noch einmal Theodor Wonja Michael nennen. Wie die meisten Jungen der Nazizeit, die an den neuen ›charismatischen‹ Machtinhaber fest glaubten und sich mit ihm identifizierten, träumte der damals neun Jahre alte Theodor davon, der *Hitlerjugend*, der Jugend- und Nachwuchsorganisa-

tion der *Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei* (NSDAP), beizutreten. Riesig war jedoch seine Enttäuschung, als er am Tag des Eignungstests von der Musterungskommission einfach zurückgewiesen wurde mit dem Argument, dass er ein andersrassisches Erscheinungsbild habe und somit kein vollwertiger deutscher Staatsangehöriger sei. Daran erinnert sich der Autor folgendermaßen:

Bei uns Kindern herrschte eine große Begeisterung für die neue Jugendbewegung, die sich Hitlerjugend nannte. [...] Meine Schulkameraden traten fast geschlossen diesem Jungvolk bei und schwärmten von der Kameradschaft, die dort herrschte, von den Spielen, die sie dort spielten. Natürlich drängten sie mich mitzukommen und natürlich stimmte ich zu und wir gingen gemeinsam zum nächsten Treffen des Fähnleins. Und genauso natürlich wurde ich fortgeschickt. Zuvor wurde mir aber noch klargemacht, dass ich nicht unter den Begriff Volk fiel und deshalb auch nicht zum »Jungvolk« gehören könne. (Ebd.: 40)

Diese bittere Erfahrung war dennoch nur eine unter vielen in seiner düsteren Existenz in Deutschland unter der Terrorherrschaft der Nationalsozialisten. Mit dem Inkrafttreten der *Nürnberger Gesetze* am 15. September 1935 sah er sich gezwungen, seine schulische Bildung frühzeitig abzubrechen und sich den Zirkusspielen sowie Haushalts- und Gartenarbeiten bei seiner Pflegefamilie, den ben Ahmeds, zu widmen:

Doch eines Tages passte mich der Direktor auf dem Weg ins Klassenzimmer ab, bat mich in sein Büro und eröffnete mir, dass er – leider – durch neue Verordnungen gezwungen sei, mich aus dem Gymnasium zu entlassen. Das habe nichts mit meinen schulischen Leistungen zu tun, die seien in Ordnung, sondern eben mit der neuen Zeit. Ich machte kehrt und ging nach Hause, tief betroffen und ohne noch einmal in meine Klasse zurückzukehren. Die ben Ahmeds waren über diese Wendung alles andere als unglücklich. Ihnen hatte mein kindliches Streben nach Höherem ja von Anfang an nicht behagt. Und meine kostbare Arbeitszeit war durch längeren Unterricht und mehr Hausaufgaben blockiert worden, wo ich mich doch besser im Haus und Garten nützlich machte. Außerdem war da ja noch die Völkerschau, wofür meine afrikanische Erscheinung benötigt wurde. (Ebd.: 42)

Eine der Folgen davon war, dass die Zahl Schwarzer deutscher Kinder, denen eine höhere Schulbildung gewährt wurde, erschreckend gering war (vgl. Eyferth/Brandt/Hawel 1960: 53–72). Wichtig zu erwähnen ist, dass Schwarze unter der Nazi-Herrschaft nicht nur von den Behörden diskriminiert wurden. Die Gesellschaft machte ihnen auch das Leben sehr schwer. Ihre Mietverträge wurden oft fristlos gekündigt und sie mussten sich dann wieder auf den langen und steinigen Weg der Wohnungssuche machen. Ihre Kinder mussten in der Schule am Fach »Rassenkunde« teilnehmen und sich Parolen anhören wie: »Der weiße Mensch ist schön, edel und perfekt. Der schwarze Mensch ist minderwertig« (Emde zit.n. Rohrdantz

2009: 76). Das Schlimmste für die Schwarzen in dieser Zeit war zweifellos der Verlust ihrer besten Freunde, die ihnen einfach den Rücken kehrten, um wahrscheinlich jeglichen Konfliktstoff mit den Nazis zu vermeiden. In *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* sagt die literarische Figur Frieda P.:

Die meisten Freundinnen und Nachbarn haben uns plötzlich nicht mehr gekannt. Ich weiß nicht, wie die das für sich selbst verkraftet haben, uns einfach so fallengelassen zu haben. Es war ganz furchtbar für mich, als meine beste Freundin, mit der ich alles zusammen gemacht hatte – auf Heiratsannoncen geantwortet und was weiß ich noch alles für Dummheiten – als sie plötzlich auf der Straße einen roten Kopf bekam, sich umdrehte und wegging. Ich lief noch hinter ihr her und fragte: ›Was ist denn los?‹ Aber die kannte mich nicht mehr. Als ich einmal in dem Geschäft, wo sie arbeitete, Fotoarbeiten abgab, musste sie mich bedienen. Sie tat so, als hätte sie mich nie im Leben gesehen. (Oguntoye/Opitz Ayim/Schultz 1992: 70)

Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen kann man leicht nachvollziehen, weshalb es eine oft unüberwindbare Herausforderung für Schwarze war, im von rassistischer Segregation geprägten Nazideutschland ihre Berufswünsche zu verwirklichen. Im Falle einer auszuschreibenden Stelle mussten sie mit den so genannten ›Ariern‹ oder solchen, die ausdrücklich zu ›Ariern‹ erklärt worden waren, konkurrieren. Da Letztere nach den neuen Rassengesetzen die absolute Priorität hatten, bekamen sie immer die Stelle zum größten Leidwesen der Schwarzen Kandidaten und Kandidatinnen. Wenn ausnahmsweise auf die Bewerbungen der Schwarzen Reaktionen kamen, wurden sie beim Vorstellungsgespräch aufgrund ihrer äußeren Erscheinung abgelehnt. Hinzu kommt, dass Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen sich weigerten, Fachkräfte aus der ›nichtarischen‹ Bevölkerung anzustellen, um jeglichen Konflikten mit ihren jeweiligen Fachkammern und Geschäftsfreunden aus dem Weg zu gehen. Dazu bemerkt Anna G.:

Endlich hatte ich eine Arbeit in einer Danziger Kunsthandlung gefunden, die mir sehr gut gefiel. Aber nach vier Wochen musste mich mein Chef entlassen, weil Geschäftsfreunde gedroht hatten, sich von dem Geschäft zurückzuziehen, wenn er mich behalten würde. Er war sehr zufrieden mit mir, und es tat ihm selbst leid. (Ebd.: 69)

In diesem Klima mussten sich Schwarze Arbeitssuchende dem Kino zuwenden, das im Deutschland der Dreißigerjahre zu den sehr wenigen Lebensbereichen gehörte, in denen das Können dieser Minderheitengruppe nicht nur erwünscht, sondern auch hochgeschätzt war. Wenn man genau hinschaut, zeigt sich, dass die Nazis die afrikanische Erscheinung in ihren Propagandafilmen brauchten. In diesen sogenannten ›Exoten-Filmen‹ wie *Der Tiger von Eschnapur* (1938), *Kongo-Express* (1939), *Ohm Krüger* (1941) etc. mussten die ›minderwertigen‹, ›lustigen‹ oder ›exotischen‹

Schwarzen Statisten und Statistinnen und Kleindarsteller und -darstellerinnen – wie es schon der Fall im Kaiserreich und der Weimarer Republik war – die mit ihrer Rasse assoziierten vorherrschenden Vorurteile und Klischees bestätigen. Denn laut den filmpolitischen Maßnahmen der Nationalsozialisten

[war man] [a]ls Komparse mehr oder weniger Dekoration, man war nicht wirklich beteiligt und wurde nur hin und her dirigiert. Das galt für alle Exoten und hatte seine Gründe [...] So durften Exoten keine positiven oder herausragenden Rollen, seien sie auch noch so klein, spielen. Und unter keinen Umständen dominierende Rollen einnehmen oder an Liebeszenen beteiligt sein (Michael 2013: 56),

stellt Theodor Wonja Michael fest. Solcherlei untergeordneten Tätigkeiten Schwarzer Menschen in den Propagandafilmen der Nazis sollten die breite weiße deutsche Masse unterhalten und ihr das Gefühl von Überlegenheit vermitteln (vgl. Kraft 2015b: 27).

Neben dem Schauspielerberuf konnten die Schwarzen in der Hotellerie kleine Jobs finden. Das wusste Theodor Wonja Michael und versuchte seine Chance dort, nachdem er aus der Volksschule entlassen wurde und die *Zirkustruppe Holzmüller*, bei der er tätig war, Bankrott machte. Nach vielen erfolglosen Versuchen fand er nun eine Stelle als Page im Berliner Hotel *Excelsior*. Um diese Stelle zu behalten musste aber der 15-jährige Mitglied der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) sein, in die sämtliche Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände nach der Abschaffung aller freien Gewerkschaften zwangsintegriert wurden. Hierbei musste er wieder zur Kenntnis nehmen, wie Schwarzfeindlich die staatlichen Institutionen waren. Aufgrund seines »negroiden Einschlags« und seiner »altfremden Erscheinung« wurde ihm die Mitgliedschaft in der *Deutschen Arbeitsfront* kategorisch verweigert, was gleichzeitig zu seiner fristlosen Entlassung aus dem Berliner Hotel führte. Zur Veranschaulichung dafür schreibt Theodor Wonja Michael:

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich verstand erst einmal nichts. Dann dämmerte es mir, dass die Begriffe negroid und artfremd mich betrafen. [...] Diese Formulierung ist mir bis heute wörtlich in Erinnerung geblieben. Hier wurde mir zum ersten Mal ganz ausdrücklich bestätigt, dass ich wegen meiner Abstammung aus einer bisher bestehenden Gemeinschaft ausgeschlossen wurde. Als ich nicht zum Jungvolk durfte und das Gymnasium verlassen musste, war mir ja schon signalisiert worden, dass ich nicht dazugehörte. Aber dieses Mal waren es nicht nur unfreundliche Worte, es war eine brutale amtliche Bescheinigung, dass ich nicht dazugehörte. (Michael 2013: 60)

Abschließend ist noch anzumerken, dass die Nazis, abgesehen von den oben dargestellten rassistisch geprägten Verordnungen gegenüber der Menschengruppe afrikanischer Herkunft, um sie aus der deutschen Gesellschaft auszuschließen, nicht zögerten, zu radikaleren Maßnahmen zu greifen. Die Schwarzen wurden entwe-

der in sogenannten »Fremdarbeiter-Lagern« zwangsverpflichtet, wo sie unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen bei der Herstellung von Kriegswaffen mitwirkten – zu dieser Gruppe gehörte zum Beispiel Theodor Wonja Michael –oder sie wurden in die Konzentrationslager eingewiesen. In diesen Vernichtungskammern sind viele Menschen afrikanischer Herkunft auf grausamste Weise ums Leben gekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der afrodeutsche Autor mit kamerunischen Wurzeln diesem besonders tragischen Schicksal entkommen können, weil er nicht nur viel Glück hatte, sondern auch auf eine ganze Reihe von Überlebens- und Anpassungsstrategien zurückgriff, um nicht in die nazistische Zwickmühle zu geraten. Darauf ist er mit diesen Worten eingegangen:

Wie Mohamed Husen war es noch einigen anderen aus dem Kreis der Landsleute ergangen. Sie verschwanden einfach spurlos. Deshalb machte ich es zu meiner Devise: Nur nicht auffallen, dumm stellen, alles vermeiden, das einen irgendwie in Kontakt mit den Behörden bringen konnte. Dazu gehörte es auch, nicht über die Straße zu gehen, wenn eine Ampel rot war, und überhaupt alle potenziellen Konfliktsituationen im Voraus zu erkennen und zu vermeiden. (Ebd.: 64)

Zu diesem Punkt setzt er noch hinzu: »Ich hatte mich eigentlich nur geduckt und verkrochen und versucht, den ärgsten Schlägen auszuweichen. Meine Methode, Problemen aus dem Weg zu gehen, hatte mir beim Überleben geholfen.« (Ebd.: 100)

Es hat sich bei der Analyse der Wahrnehmung und Behandlung der Schwarzen unter der Nazi-Herrschaft herausgestellt, dass das Image der Letzteren nicht glänzend war. Dieser Bevölkerungsteil war nichts anderes als ein »Fleck auf einer weißen Bluse«, um einen Ausdruck von Anis Mohamed Youssef Ferchichi (2013: 42) zu verwenden, den die Nationalsozialisten mit allen erdenkbaren Mitteln aus der deutschen Rasse und Volksgemeinschaft ausschließen wollten. Wie aber sah es mit dem negativen Bild der Schwarzen nach der Kapitulation der Faschisten im Zweiten Weltkrieg aus? Veränderte sich dies oder blieb es gleich?

4. Die Schwarzen im Nachkriegsdeutschland

Nach der militärischen und politischen Niederlage des Nazistaates hat sich – auf den ersten Blick – das Bild geändert, das lange mit Afrika und seinen Menschen assoziiert wurde. Der oder die früher verdammte, ausgegrenzte, verfolgte, schikanierte Afrikaner oder Afrikanerin wurde zu einem geachteten, freundlichen und geliebten Menschen. Dies lässt sich am Beispiel der Schwarzen Soldaten der US-amerikanischen Armee verdeutlichen, die »80 Jahre nach Abschaffung der Sklaverei in den USA, unter Einsatz ihres Lebens, Deutschland vom Hitler-Faschismus be-

freit haben.« (Kraft 2015a: 18) Zu diesem Punkt sagt noch die afrodeutsche Autorin und Literaturwissenschaftlerin Marion Kraft ausführlicher Folgendes:

Schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg lebten AfrikanerInnen in Deutschland, hauptsächlich in Hafenstädten wie Danzig und Hamburg, vor allem aber in der Metropole Berlin. In einigen Gegenden Deutschlands hatten die Menschen jedoch noch nie zuvor einen Schwarzen gesehen. Hatte die NS-Propaganda die Angst vor dem Feind, vor allem vor den Schwarzen Truppen geschürt, so wandelt sich deren Bild bald zu dem der freundlichen, Schokolade verteilenden Befreier (Kraft 2015b: 33).

Aus diesem Grund »[waren] die schwarzen Soldaten bei der Bevölkerung nicht unbeliebt. Man suchte sogar den Kontakt, denn sie standen in dem Ruf, hilfsbereit und besonders gutmütig gegenüber Kindern zu sein.« (Michael 2013: 112) Bei näherer Betrachtung stellt man jedoch fest, dass die scheinbar positive Entwicklung in der Wahrnehmungs- und Behandlungsweise der Schwarzen Bevölkerung in den frühen Nachkriegsjahren grundsätzlich von dem misslichen Zustand bedingt war, in dem sich das zerstörte, zersplitterte und finstere Deutschland nach dem verlorenen Krieg befand. Das ausgehungerte, zerbombte und kriegsmüde Volk war sich tatsächlich dessen sicher, dass nur die Hilfe und Unterstützung der Westalliierten – der Amerikaner in erster Linie – den Wiederaufbau des in Trümmern liegenden Landes ermöglichen konnten. Dafür mussten die von der NS-Diktatur befreiten Deutschen den Befreiern der amerikanischen Militärregierung Respekt und Achtung entgegenbringen, egal ob sie weiß oder Schwarz waren. Diese Aussage bestätigte sich in den frühen Nachkriegsjahren und zeigte, »wie schlecht es mit den Menschenrechten auch nach dem Ende des Dritten Reichs bestellt war, wenn man nicht der weißen Rasse zugeordnet werden konnte.« (Ebd.: 114) Mit den positiven Errungenschaften des sogenannten *Wirtschaftswunders*, die sich ab 1951 bereits spüren ließen, begannen die Deutschen, ihr wahres Gesicht zu zeigen. Der Rassenhochmut aus der Nazizeit tauchte aus der Perspektive von Theodor Wonja Michael wieder auf. Schwarze mussten sich mit verschiedenen Formen latenter und offener Rassendiskriminierung auseinandersetzen, wie der Autor es mit Bedauern literarisch inszeniert:

Das beginnende Wirtschaftswunder zeigte schon seine ersten Lichtstreifen am Horizont. Dennoch fragte jeder potenzielle Arbeitgeber zuerst nach Papieren und Zeugnissen, und die hatte ich nicht. Die Arbeitsämter bevorzugten deutsche Arbeitssuchende. Sie konzentrierten sich auf die aus dem Krieg bzw. der Gefangenschaft heimgekehrten Soldaten, auf Flüchtlinge und Versehrte. Ein nicht deutsch aussehender, staatenloser, nichts könnender Abkömmling eines ehemaligen Kolonialangehörigen war da nicht gefragt. Für potentielle Arbeitgeber trug ich offensichtlich noch immer das Baströckchen aus der Völkerschau. (Ebd.: 133)

Vor dieser schwierigen Situation in der Wirtschaftswunderzeit mussten sich nicht-weiße Deutsche wie schon in den vorangehenden Epochen dem Schauspielerberuf zuwenden. Jedoch stellte sich heraus, dass dieser Sektor in Deutschland der Nachkriegszeit von Rassismus und Diskriminierung nicht verschont war. Schwarze Darsteller und Darstellerinnen waren hier nicht erwünscht, wie Theodor Wonja Michael unterstreicht:

Mir blieb nichts übrig, als es weiterhin als Schauspieler zu versuchen, ein Weg, der in dieser Nachkriegsgesellschaft genauso exotisch war wie ich selber. Also sprach ich in Theatern vor. Aber einen schwarzen »Ferdinand« oder »Leonce« oder gar den »Leicester«? Nein, unmöglich! Aber ich könnte doch auch den »Othello« spielen, den »Caliban« oder den »Mulay Hassan«, die waren doch schwarz. Nein, das ginge nicht, die seien bisher noch nie mit einem schwarzen Schauspieler besetzt worden. Das war nicht üblich. In Deutschland schminkte man lieber einen weißen Schauspieler schwarz. (Ebd.: 134)

Im Verständnis vom in Berlin geborenen Autor deutsch-kamerunischer Herkunft lassen sich diese und ähnliche Formen alltäglichen und institutionalisierten Rassismus, die sich bis in die Gegenwart als sehr hartnäckig erweisen, dadurch erklären, dass im Bewusstsein der Nachkriegsbevölkerungsmehrheit »typische Deutsche« weiß sind und Schwarze Menschen, auch sogenannte Schwarze Deutsche, immer noch als Fremde gelten und dementsprechend offen diskriminiert werden, obwohl das deutsche Grundgesetz allen Staatsbürgern und Staatsbürgerinnen unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Herkunft, Rasse, Hautfarbe, Klasse, ihren religiösen oder politischen Anschauungen Gleichheit und Gleichbehandlung zusichert. Diese Tatsache manifestiert sich im Text bei polizeilicher Personenkontrolle – bei Wiedereinreisen nach Deutschland zum Beispiel werden Schwarze häufig phänotypisch von weißen Menschen getrennt und systematisch kontrolliert; die weißen Fahrgäste hingegen müssen sich dieser Routinekontrolle der Bundespolizei nicht unterziehen⁵ –, bei der Wohnungssuche, im Berufsleben und auch im alltäglichen Sprachgebrauch durch Stereotypisierungen, rassistisch konnotierte und beleidigende Begriffe und Bilder sowie pejorative Bemerkungen über die Menschen mit Schwarzer Hautfarbe. In diesem Zusammenhang betont Theodor Wonja Michael:

In meinen fast neunzig Lebensjahren habe ich viele Tätigkeiten und Berufe ausgeübt. Es ist eine lange Liste und am Anfang steht der kleine Negerjunge mit dem

5 Zu diesem Phänomen des so genannten *racial profiling* äußert sich Marion Kraft folgendermaßen: »Alltagsrassismus und Rassismus in den Medien korrespondieren mit institutionellem Rassismus. So ist *racial profiling* eine gängige Praxis der Bundespolizei. Schwarze Menschen werden häufig in Zügen oder auf Flughäfen ohne Anlass aufgrund ihrer Hautfarbe Passkontrollen unterworfen.« (Kraft 2015b: 53)

Baströckchen aus der Völkerschau. Das Baströckchen wurde mir immer nachgetragen, auch als ich ihm längst entwachsen war. Können Sie singen, können Sie tanzen? Nein? Aber ein Neger muss doch singen und tanzen können. Oder andersherum: Sie bewegen sich wie wir, Sie sprechen wie wir, na ja, so schwarz sind Sie ja auch nicht. Die Sache mit der Rasse ist bis heute in den Köpfen verankert. Das lässt sich auch an den kleinen Dingen des Alltags erkennen. (Ebd.: 193)

Die generell aus dieser Situation resultierende Konsequenz beschreibt die afro-deutsche Autorin und Literaturwissenschaftlerin Marion Kraft wie folgt:

Für Schwarze Menschen in Deutschland, insbesondere für Schwarze Deutsche, die hier geboren sind und sich einzig durch ihre Hautfarbe oder andere äußere Merkmale von Menschen der weißen Mehrheitsgesellschaft unterscheiden, bedeutet dies den Zwang, sich und ihre Existenz überhaupt ständig rechtfertigen und erklären zu müssen, letztlich die Infragestellung ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft und ihre Ausgrenzung als Fremde. (Kraft 2015b: 51)

Im Nachkriegsdeutschland – verglichen zum Beispiel mit der Nazizeit – lässt sich infolgedessen eine positive Entwicklung in der Wertung der Schwarzen Hautfarbe bemerken. Schwarze Menschen sind in der Regel nicht mehr Opfer von Rassenhass, Verfolgung, Sterilisation, physischer Vernichtung. Sie können auch bürgerliche Berufe im öffentlichen Dienst ausüben. Aber so integriert und qualifiziert sie auch sein mögen, werden sie auch heute noch Opfer rassistischer Gewalt.

5. Schlussbemerkungen

In diesem Beitrag ging es darum, am Beispiel der Autobiographie von Theodor Wonja Michael das Bild der Schwarzen Bevölkerungsminorität in Deutschland literaturwissenschaftlich zu untersuchen. Festgestellt wurde, dass Schwarze aufgrund ihrer angenommenen ›andersrassischen Züge‹ im Kaiserreich und in der Weimarer Republik als unzivilisierte Menschen erachtet und dementsprechend ständig diskriminiert und ausgegrenzt wurden. In der darauffolgenden Epoche verschlechterte sich die Situation der Schwarzen noch weiter. Letztere wurden in der Nazizeit durch die Einführung von rassistischen Gesetzen diskriminiert, verfolgt, sterilisiert und in Konzentrationslagern physisch vernichtet. Im Deutschland der Nachkriegszeit hingegen lässt sich eine relativ positive Entwicklung in der Wahrnehmung und Behandlung der Menschen mit Schwarzer Hautfarbe bemerken. Schwarze Menschen werden nicht mehr verfolgt oder ermordet. Ausgeschlossen sind sie auch bei den sogenannten bürgerlichen Berufen nicht mehr. Ganz im Gegenteil. Viele von ihnen haben inzwischen bedeutende Rollen in den politischen Entscheidungszentren, im Bildungssystem, in der Literatur, Wissenschaft, Kunst,

im Spitzensport verschiedener Disziplinen sowie in den Medien eingenommen und haben sich somit in vielerlei Hinsicht in der Mitte der deutschen Gesellschaft positioniert. Hinzu kommt, dass sich die Mentalität und das kollektive Bewusstsein der *weißen* Mehrheitsgesellschaft in Hinblick auf Rasse, Hautfarbe und Nation verändert haben. Ungeachtet solcher Erfolgsgeschichten, Errungenschaften und Entwicklung scheint der Weg zur Anerkennung der Schwarzen Menschen als ein zur deutschen Nation unbedingt gehörendes Glied aufgrund des Fortbestehens verschiedener Formen des alltäglichen Rassismus in der Sprache und in den Massenmedien noch lang zu sein. Lassen wir in diesem Zusammenhang Marion Kraft wieder zu Wort kommen:

Trotz des in jüngerer Zeit wachsenden Selbstbewusstseins und der Anerkennung von Schwarzen Deutschen und AfroeuropäerInnen bleibt der Kampf um Anerkennung durch die weißen europäischen Mehrheitsgesellschaften eine Notwendigkeit. Auf beiden Seiten des Atlantiks ist auch nach fünfzig Jahren der Traum von Dr. Martin Luther King, Jr., dass eines Tages seine Kinder nach ihrem Charakter und nicht nach ihrer Hautfarbe beurteilt werden, noch weitgehend unerfüllt. Individuelle Erfolgsgeschichten, Schwarze Menschen, die die Gesellschaft mitgestalten, Schwarze Parlamentarier, und selbst ein Schwarzer Präsident in den USA haben noch nicht dazu geführt, dass rassistische Sentiments und rassistische Gewalt überwunden sind und Konzeptualisierungen von ›Rasse‹ und Nation dekonstruiert worden wären. (Ebd.: 57)

An den Abbau von solcherlei rassistischen Denktraditionen und jeglichen Formen rassistisch motivierter Gewalt in Deutschland und anderen europäischen Ländern zur Bildung einer bunten, freien und demokratischen Gesellschaft appelliert auch der afrodeutsche Autor Theodor Wonja Michael und mahnt mehr Selbstkritik an (vgl. Michael 2013: 194).

Literatur

- Diagne, Ibrahima (2004): ›Bayume Mohamed Hussein comme lieu de mémoire interculturel‹. In: Dakha Dème (Hg.): La diaspora noire dans l'espace germanophone. Actes du colloque sur le tricentenaire du philosophe Anton Wilhelm Amo (1703-1756) 29 janvier 2004, Numéro 6. Dakar, S. 57-65.
- Eyferth, Klaus/Brandt, Ursula/Hawel, Wolfgang (1960): Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung. München.
- Ferchichi, Anis Mohamed Youssef (2013): Auch wir sind Deutschland. Ohne uns geht nicht. Ohne euch auch nicht. München.

- Hitler, Adolf (1925): *Mein Kampf* (Mon combat). Aus dem Deutschen von J. Gaudefroy-Demombynes und A. Calmettes. Paris.
- Kraft, Marion (2015a): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *Kinder der Befreiung. Transatlantische Erfahrungen und Perspektiven Schwarzer Deutscher der Nachkriegsgeneration*. Münster, S. 11-18.
- Kraft, Marion (2015b): Re-Präsentation und Re-Definitionen. Zur Geschichte und Gegenwart Schwarzer Menschen in Deutschland. In: Dies. (Hg.): *Kinder der Befreiung. Transatlantische Erfahrungen und Perspektiven Schwarzer Deutscher der Nachkriegsgeneration*. Münster, S. 20-62.
- Michael, Theodor Wonja (2013): *Deutsch sein und Schwarz dazu. Erinnerungen eines Afro-Deutschen*. München.
- Oguntoye, Katharina/Opitz Ayim, May/Schultz, Dagmar (Hg.). (1992): *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Frankfurt a.M.
- Oguntoye, Katharina (1997): *Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950*. Berlin.
- Rohrdantz, Lisa-Marie (2009): *Weis(s)heiten im postkolonialen Deutschland. Das Konzept des critical whiteness am Beispiel der Selbst- und Fremdwahrnehmung von Menschen afrikanischer Herkunft und Weißen Deutschen in Deutschland*. Frankfurt a.M.